

Gastkolumne

Vom Leben am Grabe eines englischen Exzentrikers

Der Historiker Joseph Needham fragte einst, warum aus China kein Weltreich geworden sei. Die Frage hat sich für die Chinesen erübrigt



Caspar Hirschi

Gegen Ende jeden Jahres flattern bei uns papierene Erinnerungsfetzen aus einem verflossenen Leben in den Briefkasten. Es spielte sich in einem Backsteinhaus ab, das freistehend in einem englischen Garten am Rande von Cambridge lag. Auf der anderen Seite des Gartens, hinter einer prächtigen Trauerweide, befand sich ein orientalisch aussehendes Gebäude, in dem ein Forschungsinstitut für chinesische Wissenschafts- und Technologiegeschichte untergebracht war. Dessen Gründer und Namensgeber, Joseph Needham, lag daneben begraben, in Sichtweite von unserer Stube, zusammen mit seinen beiden Ehefrauen, Dorothy Moyle und Lu Gwei-djen. Die drei hatten die wohl bedeutendste Ménage-à-trois der Wissenschaftsgeschichte gebildet, mit China als gemeinsamer Leidenschaft, und während Jahrzehnten das Haus bewohnt, in dem wir nun unseren Töchtern den Schoppen gaben.

Die jährlichen Erinnerungsfragmente kommen in der Form von Weihnachtskarten aus England, die uns Freunde schicken, mit denen wir damals unter der Trauerweide gesessen, Kindergeburtstage gefeiert, Apple Crumble mit Custard gegessen und chinesischen Touristen auf ihrer Pilgerreise zu Needhams Grab zugeschaut haben. Wir mussten dabei immer unsere Mädchen im

Auge behalten, die vom Dreiergrab ebenfalls magisch angezogen wurden, nicht wegen der Verstorbenen, sondern wegen der Blumen, die dort in allen Farben blühten und aus Sicht der Kleinen nur darauf warteten, gepflückt zu werden. Zum Glück gab es den Gärtner Roy, der in den seltenen Momenten, bei denen es aus elterlicher Unaufmerksamkeit zu unschuldigen Grabschändungen kam, die gerupften Pflanzen mit einer Prise Humor und unendlicher Nachsicht ersetzte.

Die Szenerie hätte britischer nicht sein können: Kunstvoll gepflegte Natürlichkeit allenthalben, ein Garten, der viel besser unterhalten wurde als die Häuser um ihn herum, und ein Grab, das den Kult genialer Exzentrik mit dem Hauch der weiten Welt verband – einer Welt, die wie selbstverständlich von Briten gestaltet und gedeutet worden war. Sogar nachts blieb der Bezug zur imperialen Vergangenheit gewahrt, wenn aus Asien eingeschleppte Zwergghirsche hinter unserem Schlafzimmer aus voller Kehle röhrt. Sie veranlassten mich zu mehreren Jagdausflügen im Pyjama. Meine blosse Erscheinung genügte, um die Tiere zum Schweigen zu bringen – bis sie in der nächsten Nacht von Neuem loslegten.

Schon damals hätten wir merken können, dass wir selber zu historisch angestaubten Figuren in einer Kulissenwelt wurden, die den Besuchern aus China wie ein britisches Ballenberg erscheinen musste. Sie kamen als Vorhut der neuen Weltgestalter, die in die postkoloniale Beschaulichkeit des Westens mit neokolonialistischen Ambitionen eindringen. Wenn sie an Needhams Grab standen, hatte es den Anschein, sie würden einem westlichen Forscher, der in China Heldenstatus genoss, ihre unterwürfige Ehrerbietung darbringen. Dabei kam die

Ein bekennender Bigamist, Nudist und Nonkonformist wie Needham wäre in der moralisch disziplinierten Universität der Gegenwart nicht mehr tolerierbar.

Andacht einem stillen Triumph gleich, hatte sich doch Needham bei seinen Forschungen an der Frage abgearbeitet, warum es nicht die Chinesen als Erfinder des Buchdrucks, des Kompasses und des Schiesspulvers, sondern die Europäer waren, die sich vor dreihundert Jahren zu Herren der Welt aufgeschwungen hatten. Die chinesischen Grabbesucher wischten die Frage mit einem stummen Versprechen beiseite: Was nicht war, wird noch werden.

Needham, 1995 im Alter von 94 Jahren gestorben, erschien damit gleich doppelt überlebt, und das sahen sogar die Akademikerfreunde in England ähnlich, wenn auch aus anderem Grund. So gross ihre Vorliebe für geniale Exzentriker sein mochte, sie wussten nur zu gut, dass ein bekennender Bigamist, Nudist und Nonkonformist wie Needham, der als Professor für Biochemie das Fachgebiet wechselte, weil er sich Hals über Kopf in die chinesische Gaststudentin Lu verliebt hatte, an der moralisch disziplinierten Universität der Gegenwart nicht mehr tolerierbar wäre. Der englische Exzentriker lebt heute nur noch in der intellektuellen Schwundform von Politikern weiter, die mit dem Brexit die Selbstverzweigung Britanniens vorangetrieben haben. Wenn es einen Sieger dieses europäischen Trauerspiels gibt, dann ist es China.

Mit der Weihnachtskarte einer englischen Freundin, die wir schon Jahre nicht mehr gesehen haben, erreicht uns nun die Nachricht, dass das ehemalige Wohnhaus der Needhams entkernt und in mehrere Einzimmerwohnungen für Studenten aus Übersee umgewandelt worden sei.

Caspar Hirschi ist Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität St. Gallen.



Medienkritik

Wo kommt die Nachricht her?



Aline Wanner

Das Jahr 2020 war, wie seit Jahrzehnten keines mehr, ein Jahr der Krise und damit eines der Nachricht. Wir alle sehnten uns plötzlich nach dieser kurzen, sachlichen Form der Information, die irgendwann im Zeitalter der Unterhaltung aus der Mode gekommen war. Wenige Zeilen, die klaren, einfachen Regeln folgen: das Neue zuerst, die Einordnung am Ende, kein Storytelling, nur rohe, nüchterne Fakten.

Es waren Erklärstücke, Dashboards, Kurven, Berichte über Medienkonferenzen des Bundesrates, die in den vergangenen Monaten bei allen Verlagen die grössten Zugriffsraten erreichten. Umso erstaunlicher, dass gerade jetzt mehrere Medien – auch die NZZ – entschieden haben, auf Dienstleistungen der Urquelle der Nachrichten, der Schweizerischen Depeschagentur (heute: Keystone-SDA), zu verzichten.

Die SDA, an der die Verleger selbst beteiligt sind, versorgt das Land seit über hundert Jahren mit gesicherten Informationen. Es gibt natürlich gute Gründe, ohne das Angebot der Agentur, das nicht günstig ist und für alle dieselben Bilder und Texte beinhaltet, zu arbeiten: Die Redaktionen wollen sich voneinander abheben, sie wollen spezifisch ihre Zielgruppe bedienen, sie müssen sparen.

Weil aber selbst wendige Chefredaktoren Quellen brauchen, baut CH-Media einen eigenen Newsdesk auf, bei «20 Minuten» verwaltet man Terminkalender und scannt die sozialen Netzwerke, der «Walliser Bote» kauft künftig die Neuigkeiten bei CH-Media ein. Will man Informationen verkaufen, gibt es also immer Journalisten, die vorausschauen, planen, recherchieren, verifizieren. Das ist aufwendig und kostet und bezahlt sich letztlich aus: durch Glaubwürdigkeit, dem wichtigsten Gut in diesem Geschäft.

So beginnt das neue Jahr mit einer alten Frage: Wo kommt in Zukunft die Nachricht her?

Aline Wanner ist Redaktionsleiterin des Magazins «NZZ Folio».

49 Prozent

Ski fahren ja, aber nur, wenn's schneit



Patrick Imhasly

Ja, ich gestehe: Wir haben mit der Familie um den Jahreswechsel ein paar Tage in den Bergen verbracht. Und ich bin mit meinen beiden Söhnen Ski fahren gegangen. Ich könnte nun behaupten, das sei ein verdeckter Test gewesen, um herauszufinden, wie gut die Schutzmassnahmen gegen Corona an der Lenk im Berner Oberland funktionieren. Aber in Tat und Wahrheit hat es uns gerade jetzt besonders gut getan, bei Wind und Wetter draussen zu sein und uns auf den Ski auszutoben.

So entspannt die Zeit in den Bergen gewesen ist, der Start verlief harzig. Wir sind stets mit dem öffentlichen Verkehr unterwegs. Packen für die Ferien stellt unsere Familie jeweils vor grosse Herausforderungen,

besonders wenn man nicht nur ein paar Badehosen, sondern die volle Winterausrüstung für vier Personen mitschleppen muss. Ich habe mir deshalb angewöhnt, mich in eine stille Ecke in unserer Wohnung zurückzuziehen, sobald das Nötigste zusammengeklaut ist, um so die sozialen Reibungsflächen zu minimieren.

Doch dieses Mal ist meine Strategie nicht aufgegangen. Ich habe mir ausgerechnet das Kellerabteil unserer Wohnung als Refugium ausgesucht – und dort beim Hantieren mit irgendetwas eine Flasche Olivenöl zum Zerbersten gebracht. Eine halbe Stunde lang habe ich geputzt, um die Flecken auf dem Betonboden in Grenzen zu halten – bis mich meine Frau auf dem Handy angerufen hat, um zu erfahren, wo um alles in der Welt ich denn steckte. Was wirklich geschehen ist, habe ich ihr erst später gestanden, als wir schon auf dem Weg in die Berge waren.

Als wir einmal in der Lenk angekommen waren, war alles wunderbar, ruhig und entschleunigt – bis auf diese Crux: Ist es moralisch-ethisch vertretbar, während der herrschenden Pandemie Ski fahren zu gehen, selbst wenn die Anlagen wie im Berner Ober-

land offiziell offen sind und ausgeklügelte Schutzmassnahmen bestehen? Diese Frage glaubten wir im Vorfeld für unsere Familie mit einem klaren Nein entschieden zu haben. Und doch sind zumindest ich und unsere beiden Söhne angesichts der frisch verschneiten Hänge rund um die Lenk am zweiten Tag unserer Ferien eingeknickt. Bei dichtem Schneetreiben sind wir auf die Ski gegangen.

Im Berner Oberland ist wie in anderen Gebieten der grosse Ansturm ausgeblieben. Laut Angaben der Skiregion Adelboden-Lenk betrug die Zahl der Gäste über die Festtage etwa 50 bis 60 Prozent der für diese Jahreszeit üblichen Frequenzen. Das lag bestimmt auch am schlechten Wetter. Für uns hat das aber geheissen, dass wir nicht gerade allein auf weiter Flur waren, jedoch nirgendwo Mühe hatten, den gebotenen Abstand einzuhalten. Und ist jemandem im Familienverband in der Vierergondel einmal die Gesichtsmaske runtergerutscht, wurde man vom Personal sofort höflich, aber bestimmt darauf aufmerksam gemacht.

Überhaupt legen die Berner Oberländer in diesen Wochen eine Kundenfreundlichkeit an den Tag, wie man sie von ihnen unter

Die Berner Oberländer legen eine Freundlichkeit an den Tag, wie man sie unter normalen Umständen nicht erwarten dürfte.

normalen Umständen nicht erwarten dürfte. Der Mechaniker der Gondelbahn verwickelt einen in ein Gespräch und will wissen, weshalb es einen Walliser ins Oberland verschlagen habe. Am Eingang zur Bahn verbreitet eine charmante Dame, die das Einhalten der Abstände kontrolliert, gute Laune. Und beim Sessellift bemühen sich die Angestellten aus ihrem Kabäuschen und befreien die Sessel mit einem Besen vom frischen Schnee.

Ski fahren in Zeiten von Corona bedeutet: Zurück zu den Wurzeln dieses wunderbaren Sports. Als Jugendliche hatten wir kein Geld, um irgendwo einzukehren. Heute kann man das nicht, weil alle Pistenbeizen richtigerweise geschlossen sind. Meine Kinder und ich haben bloss eine Vier-Stunden-Karte gelöst und sind so intensiv gefahren wie sonst nicht während eines ganzen Tages. Dass es schneite, kalt war und man nichts sah, passte perfekt. Ski fahren scheint mir derzeit noch vertretbar. Man sollte aber unbedingt darauf achten, dass man dafür keinen schönen Tag erwischt.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».